

Südostdeutsche Vierteljahresblätter

Herausgegeben von Hans Diplich und Heinrich Zillich

12. Jahrgang

München 1963

Folge 2

Erwin Wittstock

Werk und Persönlichkeit

Von Heinrich Zillich

Schon in meiner Kronstädter Gymnasiastenzeit lernte ich Erwin Wittstock kennen. Er war ein Jahr jünger als ich und besuchte die Stephan Ludwig Roth-Schule in Mediasch, wo nicht wenige auf anderen deutschen Lehranstalten Siebenbürgens in Schwierigkeiten geratene schwarze Schafe ihre letzte Bildungsweide fanden, die sie wohl oder übel abgrasen mußten, wenn sie die Reifeprüfung bestehen wollten. Mit großem Eifer betrieb er das nicht, was auch unnötig war; 1917 zu den Soldaten gerufen, empfing er, ohne examiniert zu werden, das Reifezeugnis als sogenannte „Kriegsmatura“ wie jeder heerestaugliche Schüler der letzten Klasse.

Bei seinen Schulkameraden galt er als Kerl und richtiger Bursch, der den Mädchen ohne Scheu nachstellte, wie sie munkelten und er es später in Nächten trunkener Geständnisse bestätigte, die uns auch aufdeckten, mit welcher Hast er, weit früher als die meisten Gleichaltrigen, den knabenhaften Bann der Jugend abgeschüttelt hatte.

Er war in jenen Tagen ungewöhnlich hübsch, das Haar schwarz, die Augen sehr dunkel, das Gesicht braun und gut geschnitten. Freilich, wie sollte sich dieses eher romanische als deutsche Antlitz bald verändern, als der Schmelz der Frische sich daraus verlor, was bei solcher Latinität der Farben rasch zu geschehen pflegt!

Als blutjunge Offiziere, die der letzte Krieg der Kaiserlichen mit Feuerschlägen zurechtgeknetet hatte, eine Prägung, die wir bejahten, begegneten wir einander 1919 in Hermannstadt wieder, beide zu rumänischen Leutnanten zwangsweise umgekleidet, keineswegs innerlich umgeschmolzen, und jetzt begann für etliche Wochen die durch Jahrzehnte stets neugeknüpfte Kette schwelgerisch nächtlicher Gespräche.

Er erzählte so hinreißend, daß ein Zuhörer sich einen Bruch anlachte, ein anderer Herzanfälle erlitt. Stockte er listig und erklärte, jetzt schweige er bis ein Dutzend volle Weinflaschen auf den Tisch kämen, so brüllten wir nach dem Kellner. Doch niemand von uns nun wahrhaft wüsten, rebellischen „Fronttigern“ erkannte den von ihm ausstrahlenden Zauber als dichterisch, denn die Kraft, eine Tafelrunde bis zum Morgen grauen zu fesseln, besaß unter uns er nicht allein. Immer noch war er sehr hübsch. Stieg er ins Schwimmbad, so wähnte man Adonis zu erblicken; es lag indessen mehr an den Farben als an der Form.

In jenem Jahr erschien in Kronstadt eine sich genialisch gebärdende Kunstzeitschrift, „Das Ziel“, die mich als Lyriker prämierte und von Wittstock die wohl einzigen Gedichte veröffentlichte, die er drucken ließ*); in einem faselte er von einem weiblichen Heiland, einer Jesa Christa, und das erregte — noch dazu als Erzeugnis eines Pfarrerssohns, der er war — Mißbilligung. Er hatte keine Gotteslästerung beabsichtigt, wohl

*) Siehe Folge 1/1959 unserer Blätter: Hermann Schlandt, Der siebenbürgische Fabulierer. Eine Studie zu Erwin Wittstocks 60. Geburtstag.

aber die Zeitschrift und die in ihr häufig vertretenen Schaumschlägereien unbegabter Reimschmiede verulken wollen, daneben gegen die heimische Bravbürgerlichkeit aufbegehrt, der wir uns nicht einzufügen vermochten. Wittstock deswegen für einen Dichter zu halten, fiel uns nicht ein. Er stand uns als diesseitiger Lebensgenießer eben gar zu nahe.

Einige Jahre verstrichen. Nach meinem Studium gründete ich 1924 mit Gust Ongyerth den Klingsorverlag in Kronstadt. Um die von mir geleitete Kulturzeitschrift „Klingsor“ schloß sich sofort wie ein naturhafter Vorgang eine Schar von Männern zusammen. Keiner von ihnen forderte für die mit Leidenschaft geleistete Mitarbeit je ein Honorar. So ließ sich das Blatt sechzehn Jahre bis Ende 1939 herausgeben. Vom Klingsorkreis ging auf weit höherem Niveau, als es die politische „Erneuerungsbewegung“ nachher erreichte, eine reinere, eigenwüchsige Bewegung zur geistigen Erneuerung ins Deutschtum Rumäniens aus — worüber einmal ein Buch berichten müßte; die zwischen die beiden Weltkriege fallende Blütezeit der siebenbürgisch-deutschen Literatur hob damit an; die dichterischen Talente der Banater Schwaben nahmen wir auf, und zu kulturell führenden Köpfen aller Völker des Landes schlugen wir Brücken.

Wittstock als Mithelfer heranzuziehen, daran dachte zunächst niemand. Er studierte die Rechte, ohne die Schlußprüfungen zu bewältigen. Nach einem Jahrzehnt las man in einer von ihm verfaßten Beschreibung seines Lebens, er habe sich damals als „Rechtsanwaltsanwärter“ in der Advokatenkammer eintragen lassen; daß er dies mitzuteilen für erforderlich hielt, entdeckt uns, wie lebhaft selbst den erfolgreichen Schriftsteller jenes berufliche Mißgeschick noch beschäftigte. Es war ihm zuliebe kein neuer Krieg ausgebrochen, der Zeugnisse verteilte; so mußte er als Anwaltsgehilfe, hierauf als Beamter des Hermannstädter Rates sein Brot zunächst verdienen.

Im Jahre 1925 schickte er mir zwei Manuskripte, eine Schilderung des dörflichen *Herodesspieles* und die Geschichte vom *Onkel Kriva*, den er darnach Flieha nannte. Nach drei Sätzen holte ich erschrocken und beglückt Atem, wie mir das stets geschieht, wenn ich auf das Urdichterische stoße. In diesem Augenblick hatte ich, wie früher und darnach noch manchesmal, eine Begabung entdeckt, eine große Begabung, die meines Freundes Wittstock. Ob er meine Freude darüber als ehrlich empfand, bezweifle ich. Zwar in Hermannstadt geboren (am 25. Februar 1899), hatte er einen Teil seines bisherigen Lebens in einem der Marktflecken verbracht, wo in der dichten nachbarschaftlichen Enge neben schönen auch trübe menschliche Eigenschaften wuchern, besonders üppig Mißtrauen; davon stak ein Stück in ihm. Noch eine andere Erbschaft dieser mir nahen, doch fremden Sphäre, zugleich eine Mitgift pfarrherrlicher Ahnen, wurde in ihm allmählich sehr sichtbar: ein Hang zur Feierlichkeit, zum würdevollen Auftreten und Reden, den seine alten Freunde nie ernst nahmen und der sie belustigte; auf Menschen indessen, die ihn nicht näher kannten, vornehmlich auf junge oder naive Leute machte es Eindruck.

Einst witzelte ich, auf jedem Pfarrhof daheim schnatterte eine lyrische Gans. Das war frech und unrichtig; es wollte jedoch besagen, bei uns bildeten sich viele Dichterlinge beiderlei Geschlechts ein, Verse schreiben und die bäuerliche Welt darstellen zu können; was sie freilich hervordröselten, war süßlich, phrasenhaft, falsch und verzerrt wie Spiegelungen in zerknittertem Glanzpapier. Dieses wertlose Treiben wurde nun von Wittstock vollends entlarvt, denn bei ihm erklang nicht nur ein neuer, sofort überzeugender Ton, was allemal den berufenen Dichter bestätigt, sondern er zeigte uns allen auch, wie Bauern wirklich sind. Er verfälschte sie weder zu Rüpel noch zu Engeln, er schaute ihnen ins Innere, in ihre Triebe, Gefühle, Gedanken, Finsternisse, sittlichen Anschauungen und mystischen Versenkungen, indessen nicht so, als teilte er diese Seelenart, wodurch er einseitig geworden wäre; aber er kannte sie wahrhaftig,

so wie er die städtischen Herzen und Zustände, nicht minder die Rumänen, Madjaren und Zigeuner überaus genau kannte; nichts in der Heimat war ihm unvertraut. Geheimnisvoll von Kind auf erlebt, trat aus seiner Feder Siebenbürgen leib- und seelenhaft hervor.

Und diese Erzählungen waren gleichsam auf Anhieb alle gelungen. Jede Gestalt atmete, jede Szene „saß“, nur seine Sprache, so trefflich sie das Reden des Bauern und Kleinbürgers hochdeutsch nachahmte, war nicht immer makellos; landesübliche Fehler hafteten wie Dornen in ihr; von derlei Stacheln befreite sie sich nie ganz.

Ich veröffentlichte bald andere seiner jetzt rasch entstehenden Geschichten, auch eine Betrachtung über Zigeuner; 1928 aber sprang er überraschend dem aktiven Kern des Klingsorkreises bei, denn während ich sein erstes, in Hermannstadt erschienenes Buch „Zineborn“, eine Sammlung von Erzählungen, in der Zeitschrift begrüßen konnte, wandte er sich in ihr mit einem Aufsatz gegen Verkäufe von Kunstschätzen, was deutsche Gemeinden des Landes da und dort planten, um die Löcher in ihrem Säckel zu stopfen. Wittstock's Unterweisungen schwenkten nach etlicher Zeit wie ein Geschützrohr auf die evangelische Kirchenleitung in Hermannstadt ein, die ihre aus katholischer Vergangenheit erhaltenen kostbaren Meßgewänder veräußern wollte. Dagegen schoß er die scharfen Salven sehr gründlich überlegter Einwendungen ab. Wir feuerten mit. Schließlich siegten wir. Der Verkauf unterblieb.

Wer Wittstock als volkspolitischen Anreger zu begreifen sucht, erfährt seine Gedanken mühelos aus den in jener Epoche von ihm verfaßten Aufsätzen.*) Im Jahre 1930 griff er die deutschen Führer Siebenbürgens an, wollte die Unvereinbarkeit ihres parlamentarischen Amtes mit verschiedenen Beschäftigungen volksrechtlich festlegen, ihre Verantwortlichkeit ebenso verankern; er verlangte unbehinderte Demokratie im Rahmen unserer Gemeinschaft, weil wir Jungen uns von den bestimmenden Gruppen überspielt glaubten; die Volkssatzungen hielten wir nicht ohne Grund für veraltet. Manche Forderung hätten Wittstock und ich nach fünf Jahren bloß mit erheblichen Abstrichen wiederholt; tatsächlich brachte er dann keine mehr vor. Mag sein, daß ein persönlicher Anlaß mitwirkte, als er die Volksführer so stürmisch anklagte. Wünschte er selbst Politiker zu werden? Fünf Jahre darnach konnte er dergleichen Lüste nur belächeln, sollten sie ihn jemals belästigt haben.

Unsere erst nach zahllosen Kämpfen erfolgreiche Forderung, auf einem *Sachsentag* die Fragen des Volksstammes zu regeln, unterbaute Wittstock mit sorgsam ausgearbeiteten Organisationsentwürfen. Der *letzte freie Thing der Siebenbürger Sachsen* fand in Hermannstadt am 1. Oktober 1933 statt und nahm, von Begeisterung umbrannt, die Anträge der „Jungen“ an. Übrigens war schon bei der *Tagung sächsischer Männer am 7. Juni 1931* der Wille unseres und anderer Kreise in festen Vorschlägen laut geworden; dabei hatte Wittstock in einer Ansprache bewiesen, mit welcher Unzulänglichkeit die sächsischen Politiker gegen die einige Jahre zurückliegende unrechtmäßige Enteignung unseres alten Gemeinschaftseigentums der Sieben-Richter-Waldungen aufgetreten waren, ohne die rechtlichen Möglichkeiten zu erfassen oder gar auszuschöpfen. Mit demselben Thema beschäftigte sich jetzt sein Traktat „*Die Liquidierung des sächsischen Nationalvermögens und die Enteignung der Sieben-Richter-Waldungen*“ (Schäßburg,

*) „Mehr Respekt vor ‚alten Kleidern‘“ — „Volksdisziplin und politische Verantwortung der Führer“ — „Demokratia“ — „Die parlamentarische Inkompatibilität und unsere Abgeordneten“ — „Unter Protest“ in Klingsor, Jg. 1930; „Frauenarbeit“ — „Die Liquidierung des Sächsischen Nationalvermögens und die Enteignung der Sieben-Richter-Waldungen“ — „Der Fall Rudolf Brandsch“ — „Zur bevorstehenden Auflösung des Kulturamtes“ in Klingsor, Jg. 1931; „Entwurf zu einem Organisationsstatut der sächsischen Volksgemeinschaft“ in Klingsor, Jg. 1932.

1931). Die Forderung der Broschüre, jene Enteignung — die unserem Schulwesen bedeutende Einkünfte geraubt hatte, wodurch es aufs ärgste gefährdet blieb — anzufechten bis zum Völkerbund in Genf, verhallte leider. Weder die „Alten“ noch ihre radikalen jungen Nachfolger wagten, das sehr heiße Eisen anzupacken.

Wittstock zeigte sich in den wenigen Jahren seiner Streitbarkeit als einer der entschiedensten Anhänger der *Eigenständigkeit der Siebenbürger Sachsen, folgerichtig auch aller Deutschen Rumäniens und überhaupt jeder Volksgruppe inmitten anderer Völkertümer*. Er wollte dieses eigenständige Leben geschützt sehen durch einen klar geordneten, jeden von uns umschließenden Gemeinschaftsverband, für den er das später nur zum Teil verwirklichte Statut entwarf; Meinungsfreiheit und Demokratie sollten inmitten der Gemeinschaft herrschen. Das waren u n s e r e Ziele; er hatte sie juristisch in Form gegossen.

Es ist des Nachsinnens wert, daß die eigenwüchsige Erneuerungsbewegung der Siebenbürger Sachsen — ehe dann die vorwiegend parteipolitisch denkenden, in Deutschland geschulten Amtswalter die Massen hinter sich brachten und diktatorisch bestimmten — ausschließlich mit einem demokratischen Programm die alten Führer aus dem Sattel hob, denen sie un-demokratisches Verhalten — nicht ganz ohne Begründung — vorgeworfen hatte.

Im Jahre 1932/33 versiegt Wittstocks volkspolitische Aktivität. Obgleich er die gesamte Führerschaft, auch die kirchliche, eines unverzeihlichen Versagens beschuldigt hatte, was besonders die Politiker historischen Formats Rudolf Brandsch und Hans Otto Roth traf, die nach 1945 in kommunistischen Kerkern den Märtyrertod sterben sollten, schuf er sich keine unversöhnlichen Feinde. Selbst die Theologen rächten sich nicht. Noch herrschte in der maßgebenden Schicht der Siebenbürger Sachsen, zu der politische Freunde und Gegner gehörten, ein ungeschriebenes Ehrengesetz, mochte dagegen auch oft gesündigt werden; Männer von Bedeutung durften sich eben regen. Die hemmungslose Verfemung von Ansichtsgegnern, die bis heute ein Kampfmittel unter Deutschen, auch in der Bundesrepublik, geblieben ist, verbreitete sich unter den Sachsen und Schwaben Rumäniens erst in der Mitte der Dreißigerjahre unter reichsdeutschem Einfluß, der durchaus des reichhaften Geistes gebrach.

Mit den Kräften, die solche Waffen verwendeten, maß Wittstock sich nicht, doch wußte er sie zuweilen für sich zu benutzen; und wer mit ihm in Gegensätze geriet, bekam das vielleicht zu spüren.

Jetzt reihten sich die Jahre aneinander, in denen seine wichtigsten Dichtungen entstanden und erschienen. Segensreich wirkte auf ihn seine Frau Erna, geborene Schiller, die — ein bewundernswertes Wesen — den schweifenden Sinn des Mannes auf Haus und Arbeit hinzuwenden bemüht war. Freunde, die ihn nach längerem wiedersahen, gewahrten eine äußerliche Veränderung an ihm. Das Romanische seines Gesichts schien fast ins Orientalische abgewandelt. Die jugendlichen Farben waren verschwunden, die Form ins Behäbige geraten. Die siebenbürgisch-sächsische Eigenschaft zögernder Umsichtigkeit trat bei ihm deutlich und nicht nur gemächlich hervor, dazu andere früher schon befremdende Wesenszüge, besonders die Neigung zum Vernebeln eigener Absichten, selbst wo das unnötig war. Seine geschädigte Gesundheit schien dabei mitzuwirken. Voll Mitleid sah ich einmal, wie ihn eine Gallenkolik entsetzlich peinigte. Aber wie schnell versöhnte sein Geist, sein Humor, seine Besessenheit des Erzählens, nachts, wenn er wie chedem am deutlichsten der Idee genügte, die Gott mit ihm verkörpern wollte, und plötzlich erschloß er sich da wieder unmittelbar, ohne Tarnung.

Wie alle Dichter änderte er seine Geschichten, wenn er sie erzählte, solange ab, bis sie die gültige Fassung empfingen, um ins geschriebene Wort zu schlüpfen. Für die Freunde bedeutete dies, daß sie einiges öfter vernahmen. Als er einmal, eigentlich nur

für sich selbst, ein ihnen bekanntes Geschehnis nochmals ausbreitete, gingen sie für eine Weile ins Freie. Wie sie wiederkehrten, erzählte er immer noch, in der Hand das Weinglas, vor sich hinstarrend, und hatte ihre Abwesenheit nicht bemerkt.

Der Reiz seines Erzählens lag nicht etwa im raschen Abspulen von Vorgängen — dazu war er außerstande; die Anekdote meisterte er nicht; die Novelle im strengen Verstand versagte sich ihm bis auf wenige Ausnahmen. Er liebte das Detail. Wie er durch das Verweben scheinbarer Kleinigkeiten alle Zuhörer vor Spannung beben ließ, war großartig. In solchen Auszweigungen glänzte seine Kunst. Farben, nicht die Form, sind für sie kennzeichnend.

In München erschien 1933 sein Roman „*Bruder, nimm die Brüder mit*“, die dichterische Ernte der Beschäftigung mit der rumänischen Agrarreform. Ursprünglich hatte er ihn als Zeitungsroman geplant, deswegen kurze Kapitel, zum Fortsetzungsdruck geeignet, angelegt, was sein Talent für epische Breite nicht durchzuhalten vermochte, doch waren nun schon von den bewußt romanhaft entworfenen Episoden, köstlichen Zeugnissen seiner Fabulierfreude, zu viele ins Ganze eingeglitten, nicht zu dessen Vorteil, wobei auch die die Handlung beschwerenden zahlreichen Erörterungen mitwirkten, dennoch hat das Buch, eine Kampfschrift für die nationale Eigenständigkeit seiner Landsleute, Kraft und einen Reichtum an lebensvollen Gestalten. Es wurde in Deutschland bald als aufrüttelndes Dokument auslandsdeutscher Tragik beachtet und der Verfasser mit dem Ehrendoktorat der philosophischen Fakultät der Universität Heidelberg und mit dem Volksdeutschen Schrifttumspreis ausgezeichnet.

Die Bände, in denen sich Wittstocks Dichtertum am schönsten erfüllte, schenkte er uns zwischen 1935 und 1938: „*Die Freundschaft von Kockelburg*“ (München, 1935), „... *abends Gäste*“ (München, 1937), zwei Sammlungen von Erzählungen, die teilweise schon aus dem „Zineborn“ bekannt waren. Dazwischen erschienen in Einzelbändchen die mit Recht als Novelle benannte „*Station Onefreit*“ (München, 1936), ferner „*Miesken und Riesken*“ (München, 1937, vorher im „Klingsor“), „*Das Begräbnis der Majo*“ (Leipzig, 1937, früher im „Zineborn“). Vor Kriegsende empfangen wir noch die lebenswürdige Groteske „*Der Hochzeitsschmuck*“ (München 1941) und das Reclam-bändchen „*Königsboden*“ (1941), eine Auswahl aus den vorerwähnten Büchern.

Was er später schuf, war nicht so vollendet wie diese Werke aus seiner begnadetsten Zeit. Sein sich verstärkender Drang zum Pathos begann mitunter zu stören. In der Rahmenerzählung zur „Freundschaft von Kockelburg“ stieß man zuerst darauf, man mußte aber, um die herrlichen Erzählungen zu genießen, die empfindsam-moralische, recht für Lehrer und beurlaubte Politiker bekömmliche Umzäunung nicht beachten, bei der ich vermute, daß Wittstock vom Verlag zu ihr angeregt worden ist, worauf er sie, was ihm ja tagsüber lag, mit jenen sittlichen Bekundungen und Versen ausstattete, über deren geringen Gehalt an Echtheit man ein Kolleg halten könnte wie über jene Leute, die sich davon rühren lassen. Was er meisterhaft konnte, eine Handlung, häufig aus kunstvollster Verstrickung, zu entwickeln, bei jeder ins Abgründige zu loten und wie in der schlechthin wunderbaren Novelle „Station Onefreit“ das Geheimnis jäh zu entschleiern; wie er Humor und tieferen Sinn zu vermengen wußte, die Maße gut zu verteilen verstand, wie ein von ihm geschilderter Jahrmarkt roch, staubte, lärmte, und derart alle Ereignisse bei ihm voll sinnlicher Gegenwärtigkeit auf uns eindringen; wie mit dem Dasein seiner Helden stets das Dunkle und Helle mitgeht, und wie nichts herkömmlich, sondern in Wittstocks eigener, unverwechselbarer Art geformt ist — ach, das bedarf keiner moralisierender Einlagen, das hat Leben genug als ein neu-geschaffener Kosmos.

Er war ein berühmter Mann geworden. Im Jahre 1935 veröffentlichte er im „Klingsor“ eine „*Volksdeutsche Botschaft*“, die er zur Deutschen Buchwoche in der

Krolloper in Berlin vorgetragen hatte; er trat dort warmherzig für die auslanddeutsche Dichtung und für das Buch schlechthin ein, wobei man schmunzelnd daran denkt, daß er 1929 die Buchwoche in einem Aufsatz bespöttelte, nicht zu Unrecht, wie dessen in dieser Folge nachgedruckte Proben bezeugen. Sein letzter Essay im „Klingsor“ (1936) huldigte Hans Grimm; im selben Jahr brachte die Zeitschrift von ihm die Erzählung „Das Turnier“, die erst 1956 in einem der vielen im letzten Jahrzehnt in Bukarest und Ostberlin verlegten Bände wieder auftaucht, in denen er die vor 1945 erschienenen Erzählungen in stets anderer Zusammenstellung gleich wie neugemischte Spielkarten aufgelegt hat.

Die rumänischen Behörden verboten 1937 „Bruder, nimm die Brüder mit“. Sie machten Wittstock sogar den Prozeß, ohne daß er verurteilt wurde. Seine Stellung beim Hermannstädter Magistrat büßte er ein. Dies alles veranlaßte ihn wohl, im ersten Kriegsjahr nach Berlin zu übersiedeln, wo ich, als Soldat dort im Dienst, ihn mehrmals besuchte. Das Gedonner einer seiner Wohnung nahen Flakbatterie störte ihn. Er setzte Freunde in Bewegung und konnte bald eine Villa in Hammer am See im Sudentenland mieten. Sein würdevolles Auftreten bewog die Einheimischen, ihn sich zum Bürgermeister zu erbitten; da er kein Reichsbürger war, ein unerfüllbarer Traum. Eine Reise ermöglichte es mir, bei ihm vorbeizufahren. Seine Frau und die Kinder waren abwesend; er aber ging, fast geisternd, den Hut wie ein Orientale auf dem Kopf, mit mir durch die schönen Räume, zeigte dies und jenes und erzählte, wobei er einen jovialen Ton anschlug, ganz pastoralen Würdenträger.

Zu solchen Späßen der Bedächtigkeit trieb ihn wohl am meisten sein starker Familienstolz. In keiner Selbstbeschreibung vergaß er anzumerken, er stamme aus „dem angesehenen Bürgertum“ seiner Heimat, erheiternd für uns, die ihm mit einem Augenblinzeln seine eingefleischten Unbürgerlichkeiten in Erinnerung rufen konnten, tatsächlich aber hatte er mehr Recht als andere die Ahnen zu preisen, unter denen es den Stifter des Hermannstädter Theaters, den ersten Buchhändler Siebenbürgens, Provinzial- und Stadtbürgermeister, Pfarrherren und in seinem Vater einen Schriftsteller gab, der etliches Aufsehen erregt hatte. Dieser gutbürgerliche Ruhm nötigte den Nachfahren, davor Figur zu machen, dabei übertraf er alle seine Vorväter, gewiß nicht an Tugend, doch mit dauerhaften Leistungen, hatte sein eigenes, von Gott beschiedenes Maß, schätzte das Bürgerliche, suchte dessen Äußerlichkeiten zu erfüllen und verstieß in- und äußerlich von jeher dagegen. Welch ein Kind! Welch ein Dichter!

Damals in Hammer am See hörte ich, er habe Feinde, denen er die Zähne zeige. Es handelte sich um Zank über den Gartenzaun. Natürlich ging es wie das Hornberger Schießen aus. Indem ich mich an ihn erinnere, öffne ich mein Gästebuch: Wittstocks Schriftzüge sehen mich an, die letzte Eintragung, ein langer Satz in der Mundart Siebenbürgens, geschrieben am 12. März 1938; damals schloß sich Österreich wieder ans Reich an. Jähling übermannt es mich — wie die Zeit hinschwindet!

Wittstocks Frau erkrankte unheilbar. Als der Tod ihr nahte, brachte er sie mit den zwei kleinen Söhnen im Sommer 1944 nach Hermannstadt. Am 23. August fluteten die sowjetischen Heere ins Land. Aus Hermannstadt vermochten nur wenige zu fliehen. Wittstock blieb dort. Er heiratete wieder. Zwei weitere Söhne wuchsen ihm zu. Die Eigenständigkeit der Siebenbürger Sachsen erlosch wie ein zertretenes Licht.

Eines der Bücher, in denen er seit etwa 1950 stets anders gemischt seine Erzählungen herausgeben durfte, enthält eine Abbildung seines Gesichts; müde, ausgelaugt, das Haar noch dicht und dunkel, blickt er ins Ungewisse, unendliche Verlassenheit in den verhärteten Zügen. Da ist nichts Orientalisches, nichts Romanisches mehr, nur ein von Leid wie mit dem Ätzstein abgescheuertes deutsches Antlitz, ohne Hoffnung, doch mit tausend Verschwiegenheiten.

Einmal, nach 1945, wagte er ein offenes Wort für seinen Stamm einzulegen. Das wiegt alle zeitbeflissenen, von manchen getadelten Äußerungen auf, die seine Umwelt ihm abforderte. Die Unterstützung, die kommunistische Länder den von ihnen anerkannten Künstlern gewähren, blieb ihm nicht versagt; er wird wirtschaftlich weniger beengt gelebt haben als es ihm in Westdeutschland möglicherweise beschieden gewesen wäre, wo freien Schriftstellern das Brot selten gesichert ist, wenn sie nicht zu den herrschenden literarischen Klüngeln gehören.

Sein Werk umfaßt einen Roman und etwa fünfundzwanzig vor 1945 geschriebene Erzählungen. Nach 1945 kamen vier neue Erzählungen und ein Schauspiel dazu. Eine dieser Erzählungen sind die „*Schiffbrüchigen*“ (Hamburg, 1949), deren Urfassung ich beim Wein wiederholt gehört hatte, die Geschichte eines Hermannstadt widerrechtlich aufgezwungenen Präfekten, der bei hellem Tag in einem Bordell der Unterstadt sitzt und sich nicht ins Freie traut, worauf die sächsischen, von Polizisten verstärkten Ratsherren einen Leichenwagen für ein Begräbnis 1. Klasse vor das Freudenhaus schicken, wo die Familie des Lüstlings jedoch schon versammelt steht und ruft: Väterchen, welche Schande, komm doch heraus! In Leintücher gewickelt floh er schließlich hinaus, von Frau und Söhnen mit Umarmungen empfangen. Mußte er zurücktreten? Ach nein. Er hatte Freunde in Bukarest und wanderte noch oft in die Unterstadt.

Aus dieser Geschichte wurde eine mit verwirbelter Gefühls-, Gedanken- und Handlungsfracht beladene, zweifellos gute Erzählung, doch für den, der die weit einfachere, wurzelfestere Urform geschmeckt hat, ist sie ein blasses, mit Bedeutsamkeiten durchsäumtes, zu umfangreich geratenes Retortenkind, das entstand, weil Wittstock mit dem pausbäckigen Säugling die Rumänen zu verletzen fürchtete. Schon einmal beeinträchtigten dergleichen Erwägungen eine seiner Geschichten; in „Man ignoriert“ aus „... abends Gäste“ ist der eingekerkerte Handelsangestellte Stein ein Zigeuner, was nicht überzeugt; als der Dichter die Geschichte noch nicht zu Papier gebracht hatte, war es ein Jude.

In der zweiten nach 1945 veröffentlichten neuen Erzählung — „*Der Sohn des Kutschers*“ — erschießt ein Graf diesen Kutscher, weil der ihn mit einem Holzwagen auf der Fahrt zur Jagd behindert, kein Wort deutet an, daß eine solche Tat auch vor 1914, in welche Zeit sie gesetzt wird, sollte sie überhaupt geschehen sein können, gerichtlich geahndet wurde. Damit ist das Ganze unglaublich, doch zum sozialkritischen Soll, das Schriftsteller jenseits des Eisernen Vorhangs ableisten müssen, gehört Unglaublichkeit oft.

Die zwei letzten neuen Erzählungen gestalten Geschehnisse aus dem 1. Weltkrieg, die eine — „*Die Begegnung*“ — ist ein starkes unvergeßliches Werk, die andere — „*Hollosch*“ — eine ausgezeichnete Skizze.

Bedürfte es der Beweise, daß Wittstock kein Dramatiker ist, so erhalten wir sie im Schauspiel „*Die Töpfer von Agnethendorf*“, einem Monstrum scheinbar dramatisierter Epik ohne dramatischen Gehalt. Die Handlung zeigt böse sächsische, österreichische und amerikanische Kapitalisten, wie sie 1914 eine Zunft hilfloser Töpfer aussaugen. Da aber die Tochter des Hermannstädter Trödlers Marx gelesen hat, ist wenigstens sie einsichtsvoll und außerdem noch ein gewerkschaftlich geschulter Arbeiter; natürlich triumphieren die Kapitalisten; man weiß aber, die marxistische Erlösung muß kommen. Was in diesem überlangen Stück geschieht, ist ebenfalls schlechtweg unglaublich, dazu wirr, die Sprache papieren — und das bei Wittstock, dem Herz und Leib sich aufgebäumt haben müssen, als er sich dieser Fleißaufgabe unterzog.

In den nach 1945 in so vielfältigen Zusammenstellungen von Staatsverlagen wieder veröffentlichten früheren Erzählungen hat Wittstock bei den Neuauflagen wenig verändert; im „Turnier“ wird aus einem Erbgrafen ein Wortmann; die Bauern plündern

nicht mehr; die Adligen sind es nun nicht, die gegen den Wortbruch des Woiwoden aufbegehren.

Als Wittstock am 27. Dezember 1962 in Kronstadt einer langen Krankheit erlegen war, erklärte der Generalsekretär der sowjetzonalen DDR-CDU Gerald Götting, daß des Toten in Ostberlin erschienene Bücher „vor allem den christlichen Bürgern unserer Republik geholfen, viele Probleme der Vergangenheit und der sozialistischen Entwicklung in der Gegenwart besser zu verstehen und den Weg zur eigenen Mitwirkung zu finden“.

So redet man in der Diktatur, und frage ich mich, welches Buch er gemeint haben mag, zucke ich die Achsel.

Mit dem wir hundertmal den Becher leerten, lehnte vor Jahren in einem Aufsatz jede Feuerbestattung heftig ab; Fleisch müsse Erde werden. Ich wüßte gern, in welchem Teil des Friedhofs unter dem Schloßberg sein Grab liegt, um wenigstens im Geiste das Haupt davor neigen zu können.

Er ist einer der großen Erzähler Südosteuropas und zugleich des ganzen deutschen Volkes; er war eine Persönlichkeit voll Eigenart, voll Schatten und Helle, unvergeßbar wie sein Werk. Die für Dichtung taube Gegenwart vergeht; die Zeit dafür wird kommen, daß wieder Hunderttausende Wittstocks Erzählungen lesen, schätzen, bewundern und seine Gestalten inmitten der von ihm dargestellten einst reichen Welt Siebenbürgens die Herzen erschüttern und aufs wirklich Lebendige hinlenken.

Über das Lesen

Von Erwin Wittstock

Der Frühling ist hier, von den Dächern und Zweigen fallen die letzten Tropfen Schneewasser. Wir gehen durch die Unterstadt. Die literarische Dame und ich. Es ist hier ein freier großer Platz, eine schiefe Ebene, und in einer seiner Ecken, im Schatten der Stadtmauer, hat sich eine lange, sehr steile Glitsch erhalten. Eigentlich ist es Morast mit Eis gemischt, aber das Ganze ist sehr gut befahrbar. Es sind vielleicht acht oder neun Jungen, die hier mit Geschrei hinuntersausen. Sie haben die Schulbücher neben die Glitsch gelegt, laufen hinauf, stellen sich in Positur und sind dann auch schon unten. Am unteren Ende beginnt gleich die harte trockene Straße. Einer der Jungen steht hier, um den Schwung der Künstler zu hemmen. Er fängt sie einzeln auf und versetzt dabei jedem einen Stoß.

Wir gehen weit davon vorüber, die Sonne scheint freundlich, und die Dame sagt mit ziemlicher Anmut: „Hören Sie, die Jungen haben einen Schlachtruf! Sie rufen Schwa—an! Ich finde es sehr schön, daß sie Schwan rufen.“

„Gewiß.“

„Es paßt zu der Lieblichkeit des Frühlings, den diese Jungen doch auch erwarten, obwohl es ihnen schwer fällt, von der winterlichen Glitsch Abschied zu nehmen. — Sie haben sich das so zurechtgelegt, irgend etwas müssen sie rufen. Jeder, der hinabfährt, schreit das Wort einmal sehr laut aus sich heraus, er muß sich Luft machen. Dieses Wort braucht gar keinen Sinn zu haben, vielleicht tut jedes klangvolle Wörtchen denselben Dienst... Aber ich finde es sehr sinnreich, daß sie auf das Wort Schwan verfallen sind. Nicht?“

„O ja! Es klingt nämlich wie Schwan und ist nichts weiter wie Schwain oder Schwein. Als gute Unterstädter Kinder rufen sie Schwaa—in. Das i hört man auf so weite Distanz nicht.“

Südostdeutsche Vierteljahresblätter

Herausgegeben von Hans Diplich und Heinrich Zillich

12. Jahrgang

München 1963

Folge 2

Erwin Wittstock

Heinrich Zillich

→ Werk und Persönlichkeit

Von Heinrich Zillich

Schon in meiner Kronstädter Gymnasiastenzeit lernte ich Erwin Wittstock kennen. Er war ein Jahr jünger als ich und besuchte die Stephan Ludwig Roth-Schule in Mediasch, wo nicht wenige auf anderen deutschen Lehranstalten Siebenbürgens in Schwierigkeiten geratene schwarze Schafe ihre letzte Bildungsweide fanden, die sie wohl oder übel abgrasen mußten, wenn sie die Reifeprüfung bestehen wollten. Mit großem Eifer betrieb er das nicht, was auch unnötig war; 1917 zu den Soldaten gerufen, empfing er, ohne examiniert zu werden, das Reifezeugnis als sogenannte „Kriegsmatura“ wie jeder heerestaugliche Schüler der letzten Klasse.

Bei seinen Schulkameraden galt er als Kerl und richtiger Bursch, der den Mädchen ohne Scheu nachstellte, wie sie munkelten und er es später in Nächten trunkener Geständnisse bestätigte, die uns auch aufdeckten, mit welcher Hast er, weit früher als die meisten Gleichaltrigen, den knabenhaften Bann der Jugend abgeschüttelt hatte.

Er war in jenen Tagen ungewöhnlich hübsch, das Haar schwarz, die Augen sehr dunkel, das Gesicht braun und gut geschnitten. Freilich, wie sollte sich dieses eher romanische als deutsche Antlitz bald verändern, als der Schmelz der Frische sich daraus verlor, was bei solcher Latinität der Farben rasch zu geschehen pflegt!

Als blutjunge Offiziere, die der letzte Krieg der Kaiserlichen mit Feuerschlägen zu rechtgeknetet hatte, eine Prägung, die wir bejahten, begegneten wir einander 1919 in Hermannstadt wieder, beide zu rumänischen Leutnanten zwangsweise umgekleidet, keineswegs innerlich umgeschmolzen, und jetzt begann für etliche Wochen die durch Jahrzehnte stets neugeknüpfte Kette schwelgerisch nächtlicher Gespräche.

Er erzählte so hinreißend, daß ein Zuhörer sich einen Bruch anlachte, ein anderer Herzanfälle erlitt. Stockte er listig und erklärte, jetzt schweige er bis ein Dutzend volle Weinflaschen auf den Tisch kämen, so brüllten wir nach dem Kellner. Doch niemand von uns nun wahrhaft wüsten, rebellischen „Fronttigern“ erkannte den von ihm ausstrahlenden Zauber als dichterisch, denn die Kraft, eine Tafelrunde bis zum Morgen grauen zu fesseln, besaß unter uns er nicht allein. Immer noch war er sehr hübsch. Stieg er ins Schwimmbad, so wählte man Adonis zu erblicken; es lag indessen mehr an den Farben als an der Form.

In jenem Jahr erschien in Kronstadt eine sich genialisch gebärdende Kunstzeitschrift, „Das Ziel“, die mich als Lyriker prämierte und von Wittstock die wohl einzigen Gedichte veröffentlichte, die er drucken ließ^{*)}; in einem faselte er von einem weiblichen Heiland, einer Jesa Christa, und das erregte — noch dazu als Erzeugnis eines Pfarrerssohns, der er war — Mißbilligung. Er hatte keine Gotteslästerung beabsichtigt, wohl

^{*)} Siehe Folio 1/1959 *Südostdeutsche Vierteljahresblätter*, Hermann Schläpfer, Der siebenbürgische Fabulierer. Eine Studie zu Erwin Wittstocks 90. Geburtstag.

aber die Zeitschrift und die in ihr häufig vertretenen Schaumschlägereien unbegabter Reimschmiede verulken wollen, daneben gegen die heimische Bravbürgerlichkeit aufgebeht, der wir uns nicht einzufügen vermochten. Wittstock deswegen für einen Dichter zu halten, fiel uns nicht ein. Er stand uns als diesseitiger Lebensgenießer eben gar zu nahe.

Einige Jahre verstrichen. Nach meinem Studium gründete ich 1924 mit Gust Ongyert den Klingsorverlag in Kronstadt. Um die von mir geleitete Kulturzeitschrift „Klingsor“ schloß sich sofort wie ein naturhafter Vorgang eine Schar von Männern zusammen. Keiner von ihnen forderte für die mit Leidenschaft geleistete Mitarbeit je ein Honorar. So ließ sich das Blatt sechzehn Jahre bis Ende 1939 herausgeben. Vom Klingsorkreis ging auf weit höherem Niveau, als es die politische „Erneuerungsbewegung“ nachher erreichte, eine reinere, eigenwüchsige Bewegung zur geistigen Erneuerung ins Deutschtum Rumäniens aus — worüber einmal ein Buch berichten müßte; die zwischen die beiden Weltkriege fallende Blütezeit der siebenbürgisch-deutschen Literatur hob damit an; die dichterischen Talente der Banater Schwaben nahmen wir auf, und zu kulturell führenden Köpfen aller Völker des Landes schlugen wir Brücken.

Wittstock als Mithelfer heranzuziehen, daran dachte zunächst niemand. Er studierte die Rechte, ohne die Schlußprüfungen zu bewältigen. Nach einem Jahrzehnt las man in einer von ihm verfaßten Beschreibung seines Lebens, er habe sich damals als „Rechtsanwaltsanwärter“ in der Advokatenkammer eintragen lassen; daß er dies mitzuteilen für erforderlich hielt, entdeckt uns, wie lebhaft selbst den erfolgreichen Schriftsteller jenes berufliche Mißgeschick noch beschäftigte. Es war ihm zuliebe kein neuer Krieg ausgebrochen, der Zeugnisse verteilte; so mußte er als Anwaltsgehilfe, hierauf als Beamter des Hermannstädter Rates sein Brot zunächst verdienen.

Im Jahre 1925 schickte er mir zwei Manuskripte, eine Schilderung des dörflichen *Herodesspieles* und die Geschichte vom *Onkel Kriva*, den er darnach Flieha nannte. Nach drei Sätzen holte ich erschrocken und beglückt Atem, wie mir das stets geschieht, wenn ich auf das Urdichterische stoße. In diesem Augenblick hatte ich, wie früher und darnach noch manchesmal, eine Begabung entdeckt, eine große Begabung, die meines Freundes Wittstock. Ob er meine Freude darüber als ehrlich empfand, bezweifle ich. Zwar in Hermannstadt geboren (am 25. Februar 1899), hatte er einen Teil seines bisherigen Lebens in einem der Marktflecken verbracht, wo in der dichten nachbarschaftlichen Enge neben schönen auch trübe menschliche Eigenschaften wuchern, besonders üppig Mißtrauen; davon stak ein Stück in ihm. Noch eine andere Erbschaft dieser mir nahen, doch fremden Sphäre, zugleich eine Mitgift pfarrherrlicher Ahnen, wurde in ihm allmählich sehr sichtbar: ein Hang zur Feierlichkeit, zum würdevollen Auftreten und Reden, den seine alten Freunde nie ernst nahmen und der sie belustigte; auf Menschen indessen, die ihn nicht näher kannten, vornehmlich auf junge oder naive Leute machte es Eindruck.

Einst witzelte ich, auf jedem Pfarrhof daheim schnatterte eine lyrische Gans. Das war frech und unrichtig; es wollte jedoch besagen, bei uns bildeten sich viele Dichterlinge beiderlei Geschlechts ein, Verse schreiben und die bäuerliche Welt darstellen zu können; was sie freilich hervordröselten, war süßlich, phrasenhaft, falsch und verzerrt wie Spiegelungen in zerknittertem Glanzpapier. Dieses wertlose Treiben wurde nun von Wittstock vollends entlarvt, denn bei ihm erklang nicht nur ein neuer, sofort überzeugender Ton, was allemal den berufenen Dichter bestätigt, sondern er zeigte uns allen auch, wie Bauern wirklich sind. Er verfälschte sie weder zu Rüpel noch zu Engeln, er schaute ihnen ins Innere, in ihre Triebe, Gefühle, Gedanken, Finsternisse, sittlichen Anschauungen und mystischen Versenkungen, indessen nicht so, als teilte er diese Seelenart, wodurch er einseitig geworden wäre; aber er kannte sie wahrhaftig,

92

so wie er die städtischen Herzen und Zustände, nicht minder die Rumänen, Madjaren und Zigeuner überaus genau kannte; nichts in der Heimat war ihm unvertraut. Geheimnisvoll von kindauf erlebt, trat aus seiner Feder Siebenbürgen leib- und seelenhaft hervor.

Und diese Erzählungen waren gleichsam auf Anhieb alle gelungen. Jede Gestalt atmete, jede Szene „saß“, nur seine Sprache, so trefflich sie das Reden des Bauern und Kleinbürgers hochdeutsch nachahmte, war nicht immer makellos; landesübliche Fehler hafteten wie Dornen in ihr; von derlei Stacheln befreite sie sich nie ganz.

Ich veröffentlichte bald andere seiner jetzt rasch entstehenden Geschichten, auch eine Betrachtung über Zigeuner; 1928 aber sprang er überraschend dem aktiven Kern des Klingsorkreises bei, denn während ich sein erstes, in Hermannstadt erschienenes Buch „Zineborn“, eine Sammlung von Erzählungen, in der Zeitschrift begrüßen konnte, wandte er sich, in ihr mit einem Aufsatz gegen Verkäufe von Kunstschatzen, was deutsche Gemeinden des Landes da und dort pflanzen, um die Löcher in ihrem Säckel zu stopfen. Wittstocks Unterweisungen schwenkten nach etlicher Zeit wie ein Geschützrohr auf die evangelische Kirchenleitung in Hermannstadt ein, die ihre aus katholischer Vergangenheit erhaltenen kostbaren Meßgewänder veräußern wollte. Dagegen schoß er die scharfen Salven sehr gründlich überlegter Einwendungen ab. Wir feuerten mit. Schließlich siegten wir. Der Verkauf unterblieb.

Wer Wittstock als volkspolitischen Anreger zu begreifen sucht, erfährt seine Gedanken mühelos aus den in jener Epoche von ihm verfaßten Aufsätzen.* Im Jahre 1930 griff er die deutschen Führer Siebenbürgens an, wollte die Unvereinbarkeit ihres parlamentarischen Amtes mit verschiedenen Beschäftigungen volksrechtlich festlegen, ihre Verantwortlichkeit ebenso verankern; er verlangte unbehinderte Demokratie im Rahmen unserer Gemeinschaft, weil wir Jungen uns von den bestimmenden Gruppen überspielt glaubten; die Volkssatzungen hielten wir nicht ohne Grund für veraltet. Manche Forderung hätten Wittstock und ich nach fünf Jahren bloß mit erheblichen Abstrichen wiederholt; tatsächlich brachte er dann keine mehr vor. Mag sein, daß ein persönlicher Anlaß mitwirkte, als er die Volksführer so stürmisch anklagte. Wünsche er selbst Politiker zu werden? Fünf Jahre darnach konnte er dergleichen Lüste nur belächeln, sollten sie ihn jemals belästigt haben.

Unsere erst nach zahllosen Kämpfen erfolgreiche Forderung, auf einem *Sachsentag* die Fragen des Volksstammes zu regeln, unterbaute Wittstock mit sorgsam ausgearbeiteten Organisationsentwürfen. Der *letzte freie Thing der Siebenbürger Sachsen* fand in Hermannstadt am 1. Oktober 1933 statt und nahm, von Begeisterung umbrandet, die Anträge der „Jungen“ an. Übrigens war schon bei der *Tagung sächsischer Männer* am 7. Juni 1931 der Wille unseres und anderer Kreise in festen Vorschlägen laut geworden; dabei hatte Wittstock in einer Ansprache bewiesen, mit welcher Unzulänglichkeit die sächsischen Politiker gegen die einige Jahre zurückliegende unrechtmäßige Enteignung unseres alten Gemeinschaftseigentums der Sieben-Richter-Waldungen aufgetreten waren, ohne die rechtlichen Möglichkeiten zu erfassen oder gar auszuschöpfen. Mit demselben Thema beschäftigte sich jetzt sein Traktat „*Die Liquidierung des sächsischen Nationalvermögens und die Enteignung der Sieben-Richter-Waldungen*“ (Schäßburg,

*) „Mehr Respekt vor ‚alten Kleidern‘“ — „Volksdisziplin und politische Verantwortung der Führer“ — „Demokratia“ — „Die parlamentarische Inkompatibilität und unsere Abgeordneten“ — „Unter Protest“ in Klingsor, V. Jg. 1930; „Frauenarbeit“ — „Die Liquidierung des Sächsischen Nationalvermögens und die Enteignung der Sieben-Richter-Waldungen“ — „Der Fall Rudolf Brandsch“ — „Zur bevorstehenden Auflösung des Kulturamtes“ in Klingsor, Jg. 1931; „Entwurf zu einem Organisationsstatut der sächsischen Volksgemeinschaft“ in Klingsor, Jg. 1932.

V. Kronsstadt,

Witt

1931). Die Forderung der Broschüre, jene Enteignung — die unserem Schulwesen bedeutende Einkünfte geraubt hatte, wodurch es aufs ärgste gefährdet blieb — anzufechten bis zum Völkerbund in Genf, verhallte leider. Weder die „Alten“ noch ihre radikalen jungen Nachfolger wagten, das sehr heiße Eisen anzupacken.

Wittstock zeigte sich in den wenigen Jahren seiner Streitbarkeit als einer der verschiedensten Anhänger der *Eigenständigkeit der Siebenbürger Sachsen, folgerichtig auch aller Deutschen Rumäniens und überhaupt jeder Volksgruppe inmitten anderer Völkertümer*. Er wollte dieses eigenständige Leben geschützt sehen durch einen klar geordneten, jeden von uns umschließenden Gemeinschaftsverband, für den er das später nur zum Teil verwirklichte Statut entwarf; Meinungsfreiheit und Demokratie sollten inmitten der Gemeinschaft herrschen. Das waren unsere Ziele; er hatte sie juristisch in Form gegossen.

Es ist des Nachsinnens wert, daß die eigenwüchsige Erneuerungsbewegung der Siebenbürger Sachsen — ehe dann die vorwiegend parteipolitisch denkenden, in Deutschland geschulten Amtswalter die Massen hinter sich brachten und diktatorisch bestimmten — ausschließlich mit einem demokratischen Programm die alten Führer aus dem Sattel hob, denen sie un-demokratisches Verhalten — nicht ganz ohne Begründung — vorgeworfen hatte.

Im Jahre 1932/33 versiegt Wittstocks volkspolitische Aktivität. Obgleich er die gesamte Führerschaft, auch die kirchliche, eines unverzeihlichen Versagens beschuldigt hatte, was besonders die Politiker historischen Formats Rudolf Brandsch und Hans Otto Roth traf, die nach 1945 in kommunistischen Kerkern den Märtyrertod sterben sollten, schuf er sich keine unversöhnlichen Feinde. Selbst die Theologen rächten sich nicht. Noch herrschte in der maßgebenden Schicht der Siebenbürger Sachsen, zu der politische Freunde und Gegner gehörten, ein ungeschriebenes Ehrengesetz, mochte dagegen auch oft gesündigt werden; Männer von Bedeutung durften sich eben regen. Die hemmungslose Verfemung von Ansichtsgegnern, die bis heute ein Kampfmittel unter Deutschen, auch in der Bundesrepublik, geblieben ist, verbreitete sich unter den Sachsen und Schwaben Rumäniens erst in der Mitte der Dreißigerjahre unter reichsdeutschem Einfluß, der durchaus des reichhaften Geistes gebrach.

Mit den Kräften, die solche Waffen verwendeten, maß Wittstock sich nicht, doch wußte er sie zuweilen für sich zu benützen; und wer mit ihm in Gegensätze geriet, bekam das vielleicht zu spüren.

Jetzt reihten sich die Jahre aneinander, in denen seine wichtigsten Dichtungen entstanden und erschienen. Segensreich wirkte auf ihn seine Frau Erna, geborene Schiller, die — ein bewundernswertes Wesen — den schweifenden Sinn des Mannes auf Haus und Arbeit hinzuwenden bemüht war. Freunde, die ihn nach längerem wiedersahen, gewahrten eine äußerliche Veränderung an ihm. Das Romanische seines Gesichts schien fast ins Orientalische abgewandelt. Die jugendlichen Farben waren verschwunden, die Form ins Behäbige geraten. Die siebenbürgisch-sächsische Eigenschaft zögernder Umsichtigkeit trat bei ihm deutlich und nicht nur gemütlich hervor, dazu andere früher schon befremdende Wesenszüge, besonders die Neigung zum Vernebeln eigener Absichten, selbst wo das unnötig war. Seine geschädigte Gesundheit schien dabei mitzuwirken. Voll Mitleid sah ich einmal, wie ihn eine Gallenkolik entsetzlich peinigte. Aber wie schnell versöhnte sein Geist, sein Humor, seine Besessenheit des Erzählens, nachts, wenn er wie chedem am deutlichsten der Idee genügte, die Gott mit ihm verkörpern wollte, und plötzlich erschloß er sich da wieder unmittelbar, ohne Tarnung.

Wie alle Dichter änderte er seine Geschichten, wenn er sie erzählte, solange ab, bis sie die gültige Fassung empfingen, um ins geschriebene Wort zu schlüpfen. Für die Freunde bedeutete dies, daß sie einiges öfter vernahmen. Als er einmal, eigentlich nur

64

für sich selbst, ein ihnen bekanntes Geschehnis nochmals ausbreitete, gingen sie für eine Weile ins Freie. Wie sie wiederkehrten, erzählte er immer noch, in der Hand das Weinglas, vor sich hinstarrend, und hatte ihre Abwesenheit nicht bemerkt.

Der Reiz seines Erzählens lag nicht etwa im raschen Abspulen von Vorgängen — dazu war er außerstande; die Anekdote meisterte er nicht; die Novelle im strengen Verstand versagte sich ihm bis auf wenige Ausnahmen. Er liebte das Detail. Wie er durch das Verweben scheinbarer Kleinigkeiten alle Zuhörer vor Spannung beben ließ, war großartig. In solchen Auszweigungen glänzte seine Kunst. Farben, nicht die Form, sind für sie kennzeichnend.

In München erschien 1933 sein Roman „*Bruder, nimm die Brüder mit*“, die dichterische Ernte der Beschäftigung mit der rumänischen Agrarreform. Ursprünglich hatte er ihn als Zeitungsroman geplant, deswegen kurze Kapitel, zum Fortsetzungsdruck geeignet, angelegt, was sein Talent für epische Breite nicht durchzuhalten vermochte, doch waren nun schon von den bewußt romanhaft entworfenen Episoden, köstlichen Zeugnissen seiner Fabulierfreude, zu viele ins Ganze eingeglitten, nicht zu dessen Vorteil, wobei auch die die Handlung beschwerenden zahlreichen Erörterungen mitwirkten, dennoch hat das Buch, eine Kampfschrift für die nationale Eigenständigkeit seiner Landsleute, Kraft und einen Reichtum an lebensvollen Gestalten. Es wurde in Deutschland bald als aufrüttelndes Dokument auslandsdeutscher Tragik beachtet und der Verfasser mit dem Ehrendoktorat der philosophischen Fakultät der Universität Heidelberg und mit dem Volksdeutschen Schrifttumspreis ausgezeichnet.

Die Bände, in denen sich Wittstocks Dichtertum am schönsten erfüllte, schenkte er uns zwischen 1935 und 1938: „*Die Freundschaft von Kockelburg*“ (München, 1935), „... *abends Gäste*“ (München, 1937), zwei Sammlungen von Erzählungen, die teilweise schon aus dem „Zineborn“ bekannt waren. Dazwischen erschienen in Einzelbändchen die mit Recht als Novelle benannte „*Station Onefreit*“ (München, 1936), ferner „*Miesken und Riesken*“ (München, 1937, vorher im „Klingsor“), „*Das Begräbnis der Majo*“ (Leipzig, 1937, früher im „Zineborn“). Vor Kriegsende empfangen wir noch die lebenswürdige Groteske „*Der Hochzeitsschmuck*“ (München 1941) und das Reclam-bändchen „*Königsboden*“ (1941), eine Auswahl aus den vorerwähnten Büchern.

Was er später schuf, war nicht so vollendet wie diese Werke aus seiner begnadetsten Zeit. Sein sich verstärkender Drang zum Pathos begann mitunter zu stören. In der Rahmenerzählung zur „Freundschaft von Kockelburg“ stieß man zuerst darauf, man mußte aber, um die herrlichen Erzählungen zu genießen, die empfindsam-moralische, recht für Lehrer und beurlaubte Politiker bekömmliche Umzäunung nicht beachten, bei der ich vermute, daß Wittstock vom Verlag zu ihr angeregt worden ist, worauf er sie, was ihm ja tagsüber lag, mit jenen sittlichen Bekundungen und Versen ausstattete, über deren geringen Gehalt an Echtheit man ein Kolleg halten könnte wie über jene Leute, die sich davon rühren lassen. Was er meisterhaft konnte, eine Handlung, häufig aus kunstvollster Verstrickung, zu entwickeln, bei jeder ins Abgründige zu loten und wie in der schlechthin wunderbaren Novelle „Station Onefreit“ das Geheimnis jäh zu entschleiern; wie er Humor und tieferen Sinn zu vermengen wußte, die Maße gut zu verteilen verstand, wie ein von ihm geschilderter Jahrmarkt roch, staubte, lärmte, und derart alle Ereignisse bei ihm voll sinnlicher Gegenwärtigkeit auf uns eindringen; wie mit dem Dasein seiner Helden stets das Dunkle und Helle mitgeht, und wie nichts herkömmlich, sondern in Wittstocks eigener, unverwechselbarer Art geformt ist — ach, das bedarf keiner moralisierender Einlagen, das hat Leben genug als ein neu-geschaffener Kosmos.

Er war ein berühmter Mann geworden. Im Jahre 1935 veröffentlichte er im „Klingsor“ eine „*Volksdeutsche Botschaft*“, die er zur Deutschen Buchwoche in der

Krolloper in Berlin vorgetragen hatte; er trat dort warmherzig für die auslanddeutsche Dichtung und für das Buch schlechthin ein, wobei man schmunzelnd daran denkt, daß er 1929 die Buchwoche in einem Aufsatz bespöttelte, nicht zu Unrecht, wie dessen in dieser Folge nachgedruckte Proben bezeugen. Sein letzter Essay im „Klingsor“ (1936) huldigte Hans Grimm; im selben Jahr brachte die Zeitschrift von ihm die Erzählung „Das Turnier“, die erst 1956 in einem der vielen im letzten Jahrzehnt in Bukarest und Ostberlin verlegten Bände wieder auftaucht, in denen er die vor 1945 erschienenen Erzählungen in stets anderer Zusammenstellung gleich wie neugemischte Spielkarten aufgelegt hat.

Die rumänischen Behörden verboten 1937 „Bruder, nimm die Brüder mit“. Sie machten Wittstock sogar den Prozeß, ohne daß er verurteilt wurde. Seine Stellung beim Hermannstädter Magistrat büßte er ein. Dies alles veranlaßte ihn wohl, im ersten Kriegsjahr nach Berlin zu übersiedeln, wo ich, als Soldat dort im Dienst, ihn mehrmals besuchte. Das Gedonner einer seiner Wohnung nahen Flakbatterie störte ihn. Er setzte Freunde in Bewegung und konnte bald eine Villa in Hammer am See im Sudentenland mieten. Sein würdevolles Auftreten bewog die Einheimischen, ihn sich zum Bürgermeister zu erbitten; da er kein Reichsbürger war, ein unerfüllbarer Traum. Eine Reise ermöglichte es mir, bei ihm vorbeizufahren. Seine Frau und die Kinder waren abwesend; er aber ging, fast geisternd, den Hut wie ein Orientale auf dem Kopf, mit mir durch die schönen Räume, zeigte dies und jenes und erzählte, wobei er einen jovialen Ton anschlug, ganz pastoraler Würdenträger.

Zu solchen Späßen der Bedächtigkeit trieb ihn wohl am meisten sein starker Familienstolz. In keiner Selbstbeschreibung vergaß er anzumerken, er stamme aus „dem angesehenen Bürgertum“ seiner Heimat, erheiternd für uns, die ihm mit einem Augenblinzeln seine eingefleischten Unbürgerlichkeiten in Erinnerung rufen konnten, tatsächlich aber hatte er mehr Recht als andere die Ahnen zu preisen, unter denen es den Stifter des Hermannstädter Theaters, den ersten Buchhändler Siebenbürgens, Provinzial- und Stadtbürgermeister, Pfarrherren und in seinem Vater einen Schriftsteller gab, der etliches Aufsehen erregt hatte. Dieser gutbürgerliche Ruhm nötigte den Nachfahren, davor Figur zu machen, dabei übertraf er alle seine Vorväter, gewiß nicht an Tugend, doch mit dauerhaften Leistungen, hatte sein eigenes, von Gott beschiedenes Maß, schätzte das Bürgerliche, suchte dessen Außerlichkeiten zu erfüllen und verstieß in- und äußerlich von jeher dagegen. Welch ein Kind! Welch ein Dichter!

Damals in Hammer am See hörte ich, er habe Feinde, denen er die Zähne zeige. Es handelte sich um Zank über den Gartenzaun. Natürlich ging es wie das Hornberger Schießen aus. Indem ich mich an ihn erinnere, öffne ich mein Gästebuch: Wittstocks Schriftzüge sehen mich an, die letzte Eintragung, ein langer Satz in der Mundart Siebenbürgens, geschrieben am 12. März 1938; damals schloß sich Österreich wieder ans Reich an. Jähling übermannt es mich — wie die Zeit hinschwindet!

Wittstocks Frau erkrankte unheilbar. Als der Tod ihr nahte, brachte er sie mit den zwei kleinen Söhnen im Sommer 1944 nach Hermannstadt. Am 23. August fluteten die sowjetischen Heere ins Land. Aus Hermannstadt vermochten nur wenige zu fliehen. Wittstock blieb dort. Er heiratete wieder. Zwei weitere Söhne wuchsen ihm zu. Die Eigenständigkeit der Siebenbürger Sachsen erlosch wie ein zertretenes Licht.

Eines der Bücher, in denen er seit etwa 1950 stets anders gemischt seine Erzählungen herausgeben durfte, enthält eine Abbildung seines Gesichts; müde, ausgelaugt, das Haar noch dicht und dunkel, blickt er ins Ungewisse, unendliche Verlassenheit in den verhärteten Zügen. Da ist nichts Orientalisches, nichts Romanisches mehr, nur ein von Leid wie mit dem Ätzstein abgescheuertes deutsches Antlitz, ohne Hoffnung, doch mit tausend Verschwiegenheiten.

Einmal, nach 1945, wagte er ein offenes Wort für seinen Stamm einzulegen. Das wiegt alle zeitbeissenen, von manchen getadelten Äußerungen auf, die seine Umwelt ihm abforderte. Die Unterstützung, die kommunistische Länder den von ihnen anerkannten Künstlern gewähren, blieb ihm nicht versagt; er wird wirtschaftlich weniger beeengt gelebt haben als es ihm in Westdeutschland möglicherweise beschieden gewesen wäre, wo freien Schriftstellern das Brot selten gesichert ist, wenn sie nicht zu den herrschenden literarischen Klüngeln gehören.

Sein Werk umfaßt einen Roman und etwa fünfundzwanzig vor 1945 geschriebene Erzählungen. Nach 1945 kamen vier neue Erzählungen und ein Schauspiel dazu. Eine dieser Erzählungen sind die „Schiffbrüchigen“ (Hamburg, 1949), deren Urfassung ich beim Wein wiederholt gehört hatte, die Geschichte eines Hermannstadt widerrechtlich aufgezwungenen Präfekten, der bei hellem Tag in einem Bordell der Unterstadt sitzt und sich nicht ins Freie traut, worauf die sächsischen, von Polizisten verständigten Ratsherren einen Leichenwagen für ein Begräbnis 1. Klasse vor das Freudenhaus schicken, wo die Familie des Lüstlings jedoch schon versammelt steht und ruft: Väterchen, welche Schande, komm doch heraus! In Leintücher gewickelt floh er schließlich hinaus, von Frau und Söhnen mit Umarmungen empfangen. Mußte er zurücktreten? Ach nein. Er hatte Freunde in Bukarest und wanderte noch oft in die Unterstadt.

Aus dieser Geschichte wurde eine mit verwirbelter Gefühls-, Gedanken- und Handlungsfracht beladene, zweifellos gute Erzählung, doch für den, der die weit einfachere, wurzelfestere Urform geschmeckt hat, ist sie ein blasses, mit Bedeutsamkeiten durchsäumtes, zu umfangreich geratenes Retortenkind, das entstand, weil Wittstock mit dem pausbäckigen Säugling die Rumänen zu verletzen fürchtete. Schon einmal beeinträchtigten dergleichen Erwägungen eine seiner Geschichten; in „Man ignoriert“ aus „...abends Gäste“ ist der eingekerkerte Handelsangestellte Stein ein Zigeuner, was nicht überzeugt; als der Dichter die Geschichte noch nicht zu Papier gebracht hatte, war es ein Jude.

In der zweiten nach 1945 veröffentlichten neuen Erzählung — „Der Sohn des Kutschers“ — erschießt ein Graf diesen Kutscher, weil der ihn mit einem Holzwagen auf der Fahrt zur Jagd behindert, kein Wort deutet an, daß eine solche Tat auch vor 1914, in welche Zeit sie gesetzt wird, sollte sie überhaupt geschehen sein können, gerichtlich geahndet wurde. Damit ist das Ganze unglaubhaft, doch zum sozialkritischen Soll, das Schriftsteller jenseits des Eisernen Vorhangs ableisten müssen, gehört Unglaubhaftigkeit oft.

Die zwei letzten neuen Erzählungen gestalten Geschehnisse aus dem 1. Weltkrieg, die eine — „Die Begegnung“ — ist ein starkes unvergeßliches Werk, die andere — „Hollosch“ — eine ausgezeichnete Skizze.

Bedürfte es der Beweise, daß Wittstock kein Dramatiker ist, so erhalten wir sie im Schauspiel „Die Töpfer von Agnethendorf“, einem Monstrum scheinbar dramatisierter Epik ohne dramatischen Gehalt. Die Handlung zeigt böse sächsische, österreichische und amerikanische Kapitalisten, wie sie 1914 eine Zunft hilfloser Töpfer aussaugen. Da aber die Tochter des Hermannstädter Trödlers Marx gelesen hat, ist wenigstens sie einsichtsvoll und außerdem noch ein gewerkschaftlich geschulter Arbeiter; natürlich triumphieren die Kapitalisten; man weiß aber, die marxistische Erlösung muß kommen. Was in diesem überlangen Stück geschieht, ist ebenfalls schlechtweg unglaubhaft, dazu wirr, die Sprache papieren — und das bei Wittstock, dem Herz und Leib sich aufgebaut haben müssen, als er sich dieser Fleißaufgabe unterzog.

In den nach 1945 in so vielfältigen Zusammenstellungen von Staatsverlagen wieder veröffentlichten früheren Erzählungen hat Wittstock bei den Neuauflagen wenig verändert; im „Turnier“ wird aus einem Erbgrafen ein Wortmann; die Bauern plündern

nicht mehr; die Adligen sind es nun nicht, die gegen den Wortbruch des Woiwoden aufbegehren.

Als Wittstock am 27. Dezember 1962 in Kronstadt einer langen Krankheit erlegen war, erklärte der Generalsekretär der sowjetzonalen DDR-CDU Gerald Götting, daß des Toten in Ostberlin erschienene Bücher „vor allem den christlichen Bürgern unserer Republik geholfen, viele Probleme der Vergangenheit und der sozialistischen Entwicklung in der Gegenwart besser zu verstehen und den Weg zur eigenen Mitwirkung zu finden“.

So redet man in der Diktatur, und frage ich mich, welches Buch er gemeint haben mag, zucke ich die Achsel.

Mit dem wir hundertmal den Becher leerten, lehnte vor Jahren in einem Aufsatz jede Feuerbestattung heftig ab; Fleisch müsse Erde werden. Ich wüßte gern, in welchem Teil des Friedhofs unter dem Schloßberg sein Grab liegt, um wenigstens im Geiste das Haupt davor neigen zu können.

Er ist einer der großen Erzähler Südosteuropas und zugleich des ganzen deutschen Volkes; er war eine Persönlichkeit voll Eigenart, voll Schatten und Helle, unvergeßbar wie sein Werk. Die für Dichtung taube Gegenwart vergeht; die Zeit dafür wird kommen, daß wieder Hunderttausende Wittstocks Erzählungen lesen, schätzen, bewundern und seine Gestalten inmitten der von ihm dargestellten einst reichen Welt Siebenbürgens die Herzen erschüttern und aufs wirklich Lebendige hinlenken.

kleine Schrift

Südosteuropäische Literatur, München, 1963, S. 64-68